

Kein Star im Dschungel, sondern im Jazz

Martin Dahanukar

Der Geruch des Dschungels“ nennen Sie Ihre neue CD. Was drückt dieser Titel aus?

Er soll die Musik reflektieren, die einem Wald gleicht. Zunächst ist es nur eine grüne Wand mit sehr vielen verschiedenen Abschnitten. Erst nachdem sie zusammengesetzt sind, ergibt sich das große Ganze. Die Musik hat ruhige Zellen und enorm bewegte und erinnert mich an die wenigen eigenen Fahrten durch den Dschungel. Insbesondere die Ballade „Tweets from Varanasi“, in der Vogelstimmen zu hören sind, die ein großes Bild ergeben.

Wo haben Sie selbst den Dschungel erlebt?

Vor zwei oder drei Jahren war ich als Gast-solist mit einer Band aus klassischen Musikern und Musikern von Stämmen nördlich von Indien unterwegs. Wir waren damals ungefähr zwei Monate in einem Gebirgsabschnitt untergebracht und haben dort ein Programm erarbeitet. Das hat die Musik, die ich schreibe, beeinflusst. Ich bringe die Kompositionen nicht zu einem abschließenden Ende, sondern liefere Vorgaben und Skizzen, die von der Band dann innerhalb eines Jahres vervollständigt wurden. Der Dschungel ist ja nichts Monolithisches, sondern er ist sehr verästelt und filigran. Was dem Jazz, so wie ich ihn verstehe, auch sehr entspricht. Das Ganze ist unheimlich dynamisch.

Wie ausgeprägt sind Ihre indischen Wurzeln in Ihrer Musik?

Ich bin Jazzmusiker durch und durch. Ich habe dabei nicht im Sinn, etwas Ethnologisches mit Jazz vermischen zu wollen und etwa Ethno-Jazz zu machen. Das stößt mich eigentlich eher ab. Ich bin einmal aus familiären Gründen in Indien gewesen und gelangte in einen Sog hinein. Die indische Gesellschaft ist keine museale Kultur wie etwa in Europa. Indien ist unheimlich lebendig, dort konnten sich Gebräuche erhalten, die zum Teil fünftausend Jahre alt sind. Das hat alles einen großen Zauber bei mir ausgelöst und hat mich nicht unberührt gelassen. Es hat die Art, wie ich schreibe und spiele, ein wenig beeinflusst. Es ist eine Färbung, ich würde nie sagen, ich mache indische Musik, denn das wäre ziemlich anmaßend. Was ich mache, ist eine imaginäre Musik. Mich hat die Langsamkeit, wie sich Musik entwickelt, extrem beeindruckt. Anfangs hat man nur ein kleines Set von Tönen, mit denen man etwas aufbaut. John Coltrane hat sich am Ende seiner Schaffenszeit in eine ähnliche Richtung entwickelt: weg vom klassischen Jazz und des modalen Spielens hin zu neuen Organisationsformen. Wenn man Jazz macht, funktioniert das irgendwie: Es lässt sich verbinden, ist aber keineswegs Ethno-Jazz. Das indische hat einen geografischen Aspekt und ist ein Teil meiner Herkunft.

Sie schreiben Ihre Stücke nicht bis zum Ende, sagten Sie eingangs. Kann man das, was dann passiert, als Improvisation oder als Evolution bezeichnen?

Es ist absolut eine Evolution. Ich weiß ja, für wen ich das Stück schreibe. Das Quartett, mit dem ich die neue CD eingespielt habe, besteht in der jetzigen Besetzung seit 2004. Der Ansatz ist ähnlich wie bei Duke Ellington etwa, von dem ich sehr beeindruckt bin: Die einzelnen Musiker

„Ich wollte etwas mit einem starken, engagierten Produzenten machen“, sagt der in München geborene Trompeter mit indischen Wurzeln Martin Dahanukar, der heute von Bern aus sein filigranes, bedächtig schwebendes Spiel in die Welt hinaus bläst. In Bernd Skibbe von Skip Records fand Martin Dahanukar einen idealen Partner. Dass er sich nicht im Dschungel verläuft, aus dem man ihn herausholen müsste, und dass er die Musik seiner Vorfahren verinnerlicht hat, ohne sie permanent zu präsentieren, erklärt sich aus seinem Selbstverständnis als Ideengeber und vordenkender Komponist, der seinem Ensemble die notwendigen Freiheiten zur Entfaltung eines unverwechselbaren Sounds ermöglicht.



sind die Stimmen. Es wäre mir ein Gräuel, alles diktatorisch festlegen zu wollen. Da entsteht ein toller flow, und den will ich nicht missen. Natürlich sind die Melodien ausgearbeitet, aber manchmal stelle ich auch alles wieder um, bis alle ihren Zugang zu dem Stück finden und sich dort zuhause fühlen. So gesehen ist eine Evolution im Gange.

Wann hörten Sie zum ersten Mal bewusst Jazz in Ihrem Leben?

Zuerst einmal unbewusst als Teenager im Radio. Das hat mich aber nicht ganz so angesprochen. Später dann, etwa mit neunzehn, hörte ich in Bern beim Internationalen Jazzfestival eine Band, die auf einem Anhänger postiert war, der mitten auf einem Hauptplatz stand. Ich war hin und weg davon. Ein Jahr später habe ich erst herausgefunden, wer dort spielte. Es

waren Cedar Walton am Klavier und der junge Kenny Garrett, also ganz große Leute, die dort ungewollt auftraten. Die Mischung aus Visuellem und Akustischem hat mich hinein gezogen und total überzeugt. Dann kam die erste Miles-Davis-Platte und alles war besiegelt.

Wann und warum haben Sie sich für die Trompete entschieden?

Da liefere ich eine unglaubliche Erklärung ab. Zuerst spielte ich Jazz auf der Gitarre, wollte jedoch auf ein Blasinstrument umsteigen. Von einem Freund hatte ich ein Altsaxophon von Selmer ausgeliehen und mir den Kopf zerbrochen, ob ich das kaufen soll. Es war sehr teuer, als ich den Preis hörte, bin ich fast umgefallen. Der lag etwa bei viertausend Franken. Es wurde schnell klar, dass ich das Saxophon wieder zurück geben würde. Ein Schulfreund hat mir dann ein Kornett ausgeliehen. Es ging ganz gut damit und passte irgendwie zu den ersten Miles-Davis-Platten, die ich angehört und begleitet habe. Ich habe mir dann eine Trompete gekauft, die mit vierhundert Franken sehr billig war. Die Instrumentenwahl hatte einen finanziellen Aspekt, aber das bereue ich gar nicht. Allerdings hätte es nicht unbedingt die Trompete sein müssen, wie ich es heute noch empfinde. Insofern bin ich kein Trompetenfreak.

„Ich würde nie sagen, ich mache indische Musik. Mich hat die Langsamkeit, wie sich Musik entwickelt, extrem beeindruckt. Anfangs hat man nur ein kleines Set von Tönen, mit denen man etwas aufbaut.“

Ein Blick auf die Titelliste der neuen CD zeigt, dass vie-

le Stücke mit indischen Namen versehen sind. Was bedeutet das in Bezug auf die Musik?

Vielleicht bin ich eine Art deutschsprachiger Reiseschriftsteller, der sich manchmal außerhalb des deutschsprachigen Raumes bewegt und daran festhält, heute Bombay, morgen Delhi auf Deutsch zu beschreiben und etwas einzufangen. Es wäre komisch gewesen, hätte ich etwas von der Lüneburger Heide oder so geschrieben. „Tweets from Varanasi“ hat schon eine Geschichte, die mit Indien verhängt ist. Die eingearbeiteten Vogelstimmen stammen von meinem Onkel, der in Indien bei einer Telekommunikationsfirma arbeitet und sich mit Ornithologen angefreundet hat. Die haben möglichst alle Vögel kartiert, mein Onkel hat diese Vogelstimmen extrahiert und daraus MP3-Dateien gemacht. In einem Pilotprojekt hat er die Stimmen als Handy-Klingelton benutzt. Er selbst benutzte diese Stimmen auch, und es war schon lustig, wenn die Krähe sich beim Anruf seiner Frau meldete. Er hat mir die Vogelstimmen geschickt und ich habe sie in dieses Stück eingebaut. Klar gebe ich im Titel darauf einen Hinweis, dass die Geräusche mit einem Ort zu tun haben, der auf dem Subkontinent liegt und nicht hier.

Hat das Stück „Uncle Omprakash's indigo mood“ auch damit zu tun?

Das ist eigentlich ein Blues, und der Onkel ist ein anderer Onkel. Indigo ist ja die Farbe blau, dieser Farbstoff kommt eigentlich aus Indien, der auch unsere Jeans in Deutschland und der Schweiz färbt. Das ist ja alles gar nicht so weit weg.

Sie sind in München geboren, in Zürich und Bombay aufgewachsen. Wo fühlen Sie sich zuhause?

Im Jazz, also in der Musik. Wenn man Jazz spielt und sich in dieser Welt bewegt, auch abseits des Spielens, wie man Dinge wahrnimmt oder miteinander in Verbindung bringt, dann bewegt man sich in einem kosmopolitischen Feld, ob man will oder nicht. Dessen muss man sich bewusst sein. Das Denken daran hört nicht auf, sobald man das Instrument weglegt. Wenn man sich für diese Musik entscheidet, dann entscheidet man sich für eine Offenheit im ganzen Leben. Beim Jazz geht man, anders als bei der westlichen oder östlichen klassischen Musik, auf einem Seil, auf einem schmalen Grat.

Gab es trompetende Vorbilder für Sie?

Eigentlich bin ich kein Trompetenfreak, wie ich schon gesagt habe. Aber wenn Sie die Trompeter ansprechen, dann zählen mit Sicherheit Miles Davis oder Freddie Hubbard dazu, oder von den heute lebenden Trompetern der sehr spontan improvisierende Eddie Henderson. Oder Roy Hargrove, wie er manchmal irgendwie total zugehörnt am Bühnenrand liegt, aber dann wirklich exakt on time auf die Bühne kommt und etwas ablieft, das sich genau auf den Moment einlässt. Das nenne ich gelebten Kosmopolitismus. Von den europäischen Trompetern nenne ich unbedingt Tomasz Stanko, den man wirklich genau am Ton erkennen kann. Stanko liefert eine fast filmische Qualität in seinem Spiel. Ich finde es toll, wenn Musiker mit ein, zwei Tönen die ganze Richtung setzen und einen Sog erzeugen können.

Wie war Ihr Werdegang als Musiker. Haben Sie Musik studiert?

Das habe ich, aber erst sehr spät. Als Kind bekam ich Violinstunden, das war toll. Mein Lehrer setzte sich einfach ans Klavier, spielte etwas von den Beatles und sagte, ich solle mitspielen. Das war lustig, denn ich wusste gar nicht, wer die Beatles sind, und ich wusste nicht, wie ich die Geige halten soll. Obwohl ich nie ernsthaft Geige spielen wollte, war das sehr prägend. Musik wurde eingeführt als etwas Ungezwungenes und nicht mit der Peitsche hervor gequält. Als Teenager bin ich erst zur E-Gitarre, dann zur klassischen Gitarre und später zur Trompete gewechselt. Vieles habe ich mir selbst beigebracht. Ich war Ende zwanzig, als ich auf die Hochschule in Luzern ging, die ich im abgekürzten Verfahren abschließen durfte. Das war musikalisch gesehen sicher ein eher unkonventioneller Werdegang.

Wie gefüllt ist Ihre Kompositionskiste, wie viel Material haben Sie?

Das Quartett mit Vinz Vonlanthen, Sam Joss und Peter Horisberger auf dieser Platte spielt etwa dreißig Kompositionen. Es wird auf der Tour so ein, dass wir auf die Stimmungen und das Publikum reagieren können. Da kommt dann wieder dieser kosmopolitische Aspekt hinein. Nebenbei spiele ich noch klassischen Jazz, da habe ich ein Repertoire von etwa einhundertzwanzig Stücken. Es ist einfach cool, wenn man einige Nächte hintereinander spielt und man auf den Moment reagieren kann und nicht verplant ist.

Text: Klaus Hübner, Foto: Martin Guggisberg

CD: Martin Dahanukar „Scent Of Jungle“, Skip SKP 9106-2

ESPERANZA SPALDING

RADIO

MUSIC SOCIETY

10.12.2009 Nobelpreisverleihung in Oslo
Auftritt von Esperanza Spalding

"I love listening to Esperanza, she is wonderful." (Barack Obama)

14.02.2011 Grammy Award als beste Newcomerin (für Chamber Music Society).
Esperanza gewinnt diesen Award als erste Jazzkünstlerin überhaupt und setzt sich damit gegen den auch nominierten Justin Bieber durch.

16.03.2012 RADIO MUSIC SOCIETY
DAS neue grandiose Album der Bassistin, Sängerin und Komponistin Esperanza Spalding (Coproducer Q-Tip)



WWW.ESPERANZA-SPALDING.DE

HTTP://TWITTER.COM/ESPESPALDING

WWW.FACEBOOK.COM/ESPERANZASPALDING

UNIVERSAL
UNIVERSAL MUSIC GROUP

COLONICORD
MUSIC GROUP